Blindekuh

E. Taverna

Dass wir mit dem Herzen sehen sollen, mahnt die Tafel vor dem Eisentor zur ehemaligen Methodistenkapelle an der Mühlebachstrasse. Durch die bemalten Glasfenster dringt kein Sonnenstrahl ins Innere, nur im Foyer und auf der Toilette findet sich der Sehende ohne Hilfe zurecht. Vor mir nimmt die Kellnerin eine Frau mit Stock an die Hand. Meine Finger liegen auf den Schultern des blinden Führers, der mich, mit seinem Hund an der Leine, durch die Schleuse in die Dunkelheit führt. Nach mehreren Richtungswechseln habe ich die Orientierung verloren. Ich ertaste die Rückenlehne eines Stuhls und nehme mit meinem Gastgeber Platz.

Jürg Spielmann hat eine Familie und ist vollamtlicher Pfarrer im Hottingerquartier. Er predigt, macht alleine Besuche bei Angehörigen oder im Spital Neumünster und engagiert sich seit Jahren in der Jugendarbeit. Und er ist blind. Ein angeborenes Glaukom führte bereits beim Kleinkind, trotz mehrerer Eingriffe, zum vollständigen Verlust der Sehkraft. Dem folgten die Jahre der Trennung von der Familie, die Sehschule in Neuenburg und die Zeit im Kollegium in Appenzell, von der er gerne spricht. Er lernte sich zu behaupten, wurde von den Mitschülern und Lehrern akzeptiert, war ein eifriger Sportler, der die voralpine Landschaft mit dem Tandem befuhr. Heute ist er auch ohne «Pilot» unterwegs und joggt mit Hund im nahen Wald.

Die Kellnerin nennt Speisen und Getränke, irgendwo seitlich reden mehrere Gäste, ein Glas zersplittert am Boden, ich höre die Gegensprechanlage zur Küche. Geraucht wird hier nicht, und Uhren mit Leuchtziffern gehören in die Tasche. Es ist einfacher, die Augen zu schliessen, weil sie sonst vom Nichts ermüden. Meine Brille ist lächerlich, aber es sieht mich ja niemand, auch nicht beim Essen, weit über den Teller gebückt, damit die herunterfallenden Bissen nicht daneben landen. Die Hände umgreifen den Tellerrand, spiessen Tomatenscheiben und Mozzarella auf die Gabel, zielen auf den geöffneten Mund. Zunge und Nase melden die vertraute Nahrung, Safranreis und Pilze, einen Espresso. Das Essen ist gut gekocht und schmeckt mir trotzdem nicht. Es fehlen die Farben und Formen, es fehlt der gewohnte, Gaumen und Magen stimulierende Anblick. Vom visuellen Vorspiel bleibt nur das Echo einer Erinnerung. Wie lange würde es dauern, bis ich alles vergessen hätte? Es ist pechschwarz, als wäre ich in einer tiefen Höhle gefangen. Niemals im «normalen» Alltag ist es so radikal dunkel und lichtlos, nur die unnützen Augen flimmern Ringe und Sterne in die Schwärze, blicken aus Gewohnheit zum Gesprächspartner und suchen vergebens die eigenen Phantomhände. Diese möchten Sicherheit, greifen nach der Tischkante, nach der Wand, würden gerne den Partner anfassen, getrauen sich aber nicht.

Der Einfall zur «blinden kuh» kam Spielmann 1998 an einer Ausstellung des Museums für Gestaltung mit dem Thema «Dialog im Dunkeln». Ihn faszinierte die Idee des Rollentausches, die Möglichkeit, seine Welt für Sehende erfahrbar zu machen. Er, der sonst immer ausgegrenzt blieb, beobachtet und auf Hilfe angewiesen, fand hier plötzlich ganz neue Begegnungsformen. Aus dem Wunsch nach einer Verlängerung dieser Erlebniswelt entstand mit Gleichgesinnten ein Gastronomieprojekt und, nach einem Besuch von Pipilotti Rist, ein Konzept für die Expo, das nächstes Jahr an der Arteplage Murten realisiert wird. Spielmann und seine Projektgruppe leisteten viel Überzeugungsarbeit, bekamen ein Startkapital und fanden Sponsoren. Heute gibt es eine Stiftung «Blind-Liecht» und einen Stiftungsrat, in dem auch der erblindete Allgemeinarzt Dr. med. Jürg Flück mitarbeitet. Noch ist das Restaurant nicht ganz selbsttragend, obwohl die Tische abends Wochen im voraus ausverkauft sind. Der Umsatz stösst an Grenzen, weil es zuwenig Plätze gibt und die Personalkosten hoch sind, weil der Gast vorbereitet werden muss, der Service mehr Zeit braucht und ein Tisch sich nur einmal verkauft, da die Besucher meist 2–3 Stunden hier verweilen. Trotz grosser nationaler und internationaler Medienpräsenz gibt es bis heute erstaunlicherweise keine Nachahmer.

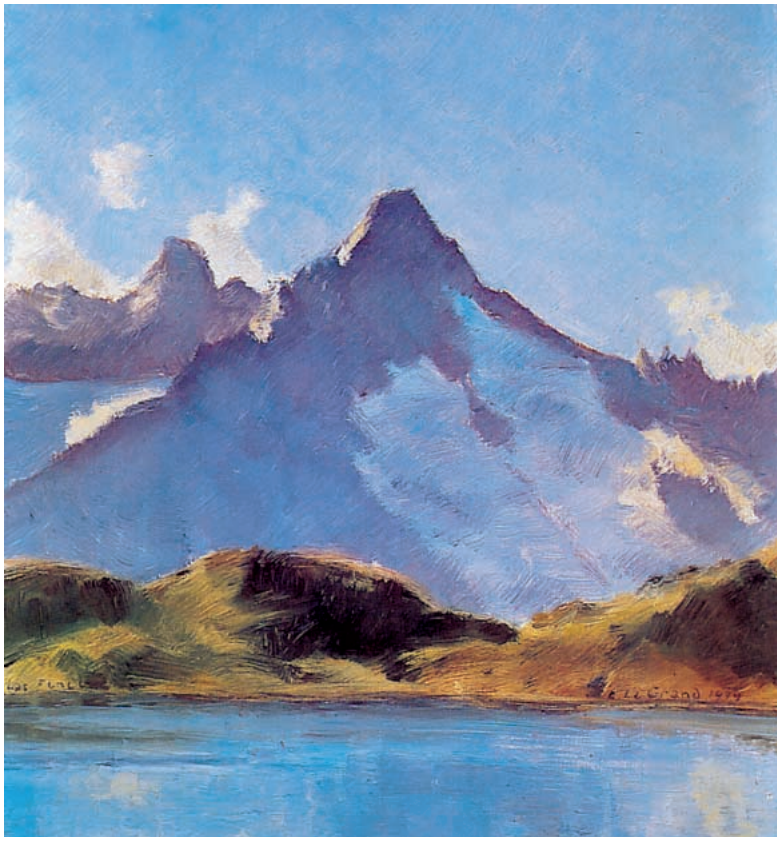
Ich bin froh um das Gespräch. Es schützt mich vor der absoluten Dunkelheit. Und weil da einer spricht, der gelernt hat, sicher darin zu leben, fühle ich mich bei ihm geborgen. Aus der frühen Kinderzeit ist ihm kaum ein Bild geblieben, vielleicht vom Bodenseenebel, den er als Berührung beschreibt. Die verbliebenen Sinne bestimmen die Träume, das Dahingleiten über einem Wald, unter dessen Baumwipfeln er die Rehe hören kann. In seiner Welt bin ich hier zu Gast, bin auf die Kellnerin angewiesen, wenn ich auf die Toilette muss, bin um Flecken auf meinem Hemd besorgt, die ich nicht sehen kann, bemühe mich um Tischmanieren, die keiner beobachtet, konzentriere mich auf die Geräusche, unter denen meine Stimme verloren tönt, weil ihr der verlässlich einsehbare Körper abhanden gekommen ist. Die unsichtbare Bedienerin wechselt die Teller, ich taste nach der Flasche und achte darauf, wie beim Füllen des Glases der Wasserstrahl sein Geräusch ändert. Spielmann erzählt von blind zu blind, lockerer als vorhin in seiner Studierstube, wo ich ihn sehen konnte. Es gibt ein Kulturprogramm, Seminare und Diskussionen in der «blinden kuh». Firmenessen, Ärztetreffen, Besuche von Schulklassen, Brunchkonzerte. Debatten frei von Imponiergesten und Modeschauen, ohne averbale Mitteilungen, ohne Blickkontakte, ohne Flirts oder missbilligende Blicke. Auf Sprache und Gehör reduziert, verlaufen Unterhaltungen anders. Vielleicht wäre die Dunkelheit auch ein Kultraum. Die architektonische Umsetzung vom Bilderverbot. Wie das mit Aggressionen sei, möchte ich wissen. Das Streiten als Blinder sei schwierig, denn stumme Gesichter geben nichts her, auch keine Vorwarnung, und die eigene Abhängigkeit bleibt unüberwindbar, wie eine Drohung, die zu Vorsicht mahnt.

War das jetzt nur Erlebnisgastronomie für unersättliche Voyeure oder ist das Gastgewerbe, wie auch an anderen Orten, besonders geeignet, Behinderten zu begegnen, gar von ihnen zu lernen? Spielmann weiss, dass nicht alle Blinden sein Konzept billigen. Einige finden den Namen des Lokals eine Provokation, sehen ihr Schicksal verniedlicht, möchten Spass, Genuss und Leiden auseinanderhalten. Andere teilen die Idee einer Begegnung und möchten diese Chance ausbauen und weitertragen. Fernsehteams waren hier und wollten das Unsichtbare mit Infrarot überlisten. Radio und Presse haben seit der Eröffnung fast täglich über das Experiment berichtet. Die Geschäftsleitung spart sich so die Werbekosten. Der Ort ist bekannt genug. Gruppen kommen, Familien und Paare, darunter auch Blinde und Sehbehinderte. Nur allein komme niemand. Es braucht Mut, sich einzulassen, die eigene Hilflosigkeit zu spüren, mit fremden Menschen am Tisch zu reden, die unsichtbar bleiben. Sechzehn Frauen und ein Mann bedienen hier im Reich der augenlosen Sinne. Besänftigen und beruhigen, achten auf ihre hilflosen Gäste, sind nährende Schutzgeister mit körperlosen Stimmen in dieser künstlichen Unterwelt. Eine eigene Homepage (www.blindekuh.ch) informiert über das Lokal, seine Tischordnung und das fortlaufende Kulturprogramm, beantwortet zehn häufig gestellte Fragen und präsentiert ein Gästebuch.

Spielmann schiebt den schweren Schleusevorhang zur Seite. Sein Hund und ich kehren in die andere Welt zurück. Nur er bleibt dort. Ich freue mich auf den Tag und spüre gleichzeitig schmerzlich, wie mit der Nacht auch ein Stück Nähe zu meinem Begleiter verlorengeht. Ich kann ihn nicht in meine Welt einladen, nur von dem berichten, was er und seine Freunde geleistet haben. Wir verabschieden uns im Foyer. Der stark sehbehinderte Kassier erzählt von seinem Hausarzt. Er habe ihn zu einem Besuch hier überredet, damit er besser verstehe, wie es ihm gehe. Seither gehe dieser noch viel netter mit ihm um.

Das Alter

E. Le Grand († 4. Mai 2001)



Lac Fenêtre – Mont Dolent

Das Alter steigt, die Sehkraft schwindet,
so dass man vieles nicht mehr findet.
Was nützt es, wenn man sich vor Dir verneigt?
und Dich begrüsst, dann lieber schweigt.
Das Aug wird grau, der Visus trübe,
der runde Ball, der wird verformt als Rübe.
Oh Licht, du schwindest immer mehr,
das macht das Leben leider schwer
da hilft es nicht zu wimmern.
Schau auf! Nun wird es heil im Innern,
der Herr baut Leuchten in uns ein,
denn innen muss das Gute sein.
Der Glaube leuchte hell voraus,
vertreibe Ungemach und Graus.
Doch was der Mensch von Gott erhält,
gar leicht im Nu zerschellt.
Wir wollen dankbar stets um seinen Segen bitten
und immer fordern: «Hier wird nicht gestritten».